

Gute Geister

Ein
Sonntagsblatt
für das
deutsche Haus.

Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.

Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

28. Jahrg.

Hochverrat.

Ein Hochverräter, wer in dieser Zeit
Die deutschen Herzen Nimmt zu Furcht und Leid,
Wer zagen Zweifel in der Seele hegt,
Und nicht des Sieges sichere Hoffnung trägt
Wer würdelos gefangne Feinde ehrt,

Wer mitleidlos des Volkes Nöte mehrt,
Wer wehlich weint um kleinen eignen Schmerz,
Wer nicht den Willen wählt zu hartem Erz,
Wer prahlt und prunkt und träge abseits steht,
Wer nicht zu Gott um Seg und Segen steht,

Dietrich Vorwerk.

Verschollen.

Roman von Arthur Zapp.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verb.)

Der Gusschmied Pierre Gri-
ois wollte anfangs durchaus
nichts wissen von dem Verkauf
des Rappen. Als aber Oberst de
St. Aulaire scharf auf ihn ein-
wirkte und ihm drohte, ihn wegen
Verdacht des Diebstahls ver-
urteilen zu lassen und der Staats-
anwaltschaft zu übergeben, da
bequeme er sich endlich zu der
Erklärung, daß er den Gaul
tatsächlich an den Pferdehändler
Gaville verkauft habe. Einen
Diebstahl aber habe er nicht
begangen, sondern er habe das
Pferd herrenlos auf der Chaussee
herumlaufen sehen und da es
einen deutschen Soldatensattel
getragen, so habe er sich gesagt,
daß das Pferd einem toten
deutschen Soldaten angehört
haben müsse. Es könne ihm
kein Vorwurf daraus ge-
macht werden, daß er den Gaul
verkauft habe, da er doch
keine Verwendung dafür gehabt,
am andern Tage verkauft
zu haben. Niemand hätte ihm doch
vermuten können, etwa das
herrenlose Pferd den deutschen
Soldaten zuzuführen.

Günthers Interesse fachte sich
in einer ungeheuren Spannung.
Seine Blicke richteten sich
auf den Oberst; mit



Der „Eiserne Hindenburg“ in Berlin.

Die Statue nach der Enthüllung, im Hintergrund die Siegessäule.

Mühe hielt er an sich, nicht selbst
in das Verhör einzugreifen.

„Wo haben Sie den Sattel
gelassen?“ fragte Monsieur de
St. Aulaire.

„Den habe ich einfach — in
den Chausseeegraben habe ich ihn
geworfen. Was da aus dem
Sattel geworden ist, weiß ich
nicht. Wahrscheinlich hat ihn
irgend ein Vorübergehender am
andern Tag mitgenommen.“

„Wann war das, als Sie
den Gaul fingen?“

„Das war“ — der Schmied
traute sich in dem Haar und
schien angelegentlich nachzu-
denken — „ja, es war am
Abend, wohl in der zehnten
Abendstunde.“

„Also zwischen neun und zehn
Uhr?“

„Ja wohl, Herr Oberst.“

„Und wo, an welcher Stelle
fanden Sie den Rappen?“

„Auf der Chaussee zwischen
Chaulnes und Valincourt. Ich
kam von Chaulnes und nicht
weit von der Schmiede hier sah
ich den Gaul, der im langsamen
Trapp, die Hügel auf dem
Boden schleifend, mir entgegen
kam. Ich trat — ja, so war es —
mit beiden Füßen trat ich auf
die Hügel und da hatte ich ihn.“

„Und von dem Reiter haben
Sie keine Spur gesehen?“

„Nicht das geringste, Herr
Oberst.“

„Sie haben sich wohl über-
haupt nicht nach ihm umgesehen?“

Pierre Grivaix sah den vor ihm Stehenden und ihn mit strengen Blicken Messenden verblüfft an. Auf die Frage schien er offenbar gar nicht vorbereitet.

„Umgekehrt?“ stotterte er.

„Freilich! Wenn ich irgendeinen herrenlosen Gaul finde, dann ist es doch das erste, daß ich mich nach dem mutmaßlichen Besitzer umsehe.“

Der Schmied sah betreten von einem zum andern.

„Aber, Herr Oberst,“ stammelte er endlich, „es war doch Krieg —“

„Aber Sie waren doch kein Soldat,“ unterbrach ihn Monsieur de St. Aulaire heftig, „und Sie hatten kein Recht, sich Ausrüstungsgegenstände deutscher Soldaten anzueignen.“ Und in einem weniger zornigen Ton fügte er hinzu: „Haben Sie Blutspuren an dem Sattel oder an dem Pferd entdeckt?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Sie sagten,“ fragte Monsieur de St. Aulaire weiter, „daß Sie am nächsten Tage das Pferd an den Händler verkauft haben. Da Foville den Handel am achtzehnten Januar abgeschlossen hat, so haben Sie also am siebzehnten abends den Gaul auf der Chaussee eingefangen?“

Pierre Grivaix zuckte mit seinen Schultern.

„Ich habe mir das Datum nicht gemerkt, Herr Oberst. Aber wenn der Händler sagt, daß ich am achtzehnten bei ihm gewesen bin, so stimmt das, dann habe ich auch am siebzehnten den Rappen gefunden.“

Nachdenklich ritten die drei Herren nach St. Rémy zurück. Einen jeden von ihnen schienen die Ergebnisse der Nachforschungen in Rohe und beim Hufschmied in Valincourt zu beschäftigen. Des Obersten Augenbrauen rüdten immer dichter aneinander und seine Mienen blickten immer finsterner drein. Am 17. Januar war der junge deutsche Offizier verschwunden, am 17. abends war sein Pferd auf der Chaussee zwischen Chaulnes und Valincourt aufgefunden worden. Wenn es sich, wie angenommen wurde, bei seinem Ausflug um eine Liebesaffäre handelte, so konnte nur eine Dame aus Valincourt oder Umgegend in Frage kommen. In Valincourt gab es nur eine gebildete Dame. Das war die Schwester des Predigers, die das dreißigste Lebensjahr schon überschritten hatte und überdies ein Ausbund von Höflichkeit war. Der nächste Ort aber war das Schloß St. Rémy. Heiß durchschauerte es den alten französischen Offizier, während sich das Bild seiner Tochter seinem geistigen Auge darstellte. — — —

Als Günther von Wallberg sein Zimmer im Schloß St. Rémy betrat, fand er einen inzwischen für ihn einge-

Die Richte des Abergiste in Chaulnes, die sich ihm seinerzeit so freundlich und höflich erwiesen, machte ihm eine Mitteilung, die ihn mit fieberndem Interesse erfüllte. Louise Bonnetain

schrieb:

Mon cher Monsieur de Wallberg!

Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit ein paar Zeilen be-
heilige, aber ich glaube, daß, was ich Ihnen schreiben will, wird für Sie vielleicht von Wert sein. Es ist mir schon lange aufgefallen, daß der Reitknecht Charles aus St. Rémy sehr viel Geld ausgibt. So oft er nach Chaulnes kommt, hält er alle Gäste in der Herberge frei. Sie können trinken, was sie wollen, Charles bezahlt alles. Mir hat er schon verschiedene Male Geschenke an-
getragen. Ich solle mitkommen zum Zinwelier, er wolle mir einen Ring oder ein Armband kaufen oder was ich sonst wolle. Aber ich habe ihm gesagt, daß ich keine Geschenke von ihm begehre, denn der Mensch ist mir widerwärtig. Er ist ein Trinker und ein Spieler und auch sonst ein wüster Mensch, vor dem ich Furcht und Abscheu habe. Nun denken Sie sich: Vor ein paar Tagen wollte er mir einen Ring schenken. Den Ring glaube ich schon früher gesehen zu haben und zwar am Finger Ihres armen Bruders, der vom Krieg nicht wieder zurückgekehrt ist. Beschwören kann ich freilich nicht, ob es derselbe Ring ist, denn ich habe ihn damals bei Ihrem Bruder immer nur flüchtig gesehen, wenn er ein paar Worte mit mir sprach. Der Ring, den mir der Reitknecht Charles an den Finger stecken wollte, ist ein flacher Reif aus Mattgold und oben ist ein Herz aus lauter kleinen Brillanten und durch das Herz geht ein goldener Pfeil. Ich habe den Ring natürlich nicht angenommen und wissen Sie, was der schlechte Mensch nun getan hat? Nur um mich zu ärgern, hat er ihn einer Freundin von mir geschenkt, einer gewissen Blanche Geffroy. Sie hat ihn mir gestern gezeigt. Ich habe ihr gesagt, daß Monsieur

Charles den Ring gestohlen hat, wenn nicht noch etwas Schlechteres dahinter steckt. Ich hatte das wohl nicht sagen sollen, denn vielleicht ist es doch nicht wahr und ich habe ihn ungerecht verdächtigt. Sie werden ja wohl wissen, Monsieur



Generaloberst Hermann v. Eichhorn erhielt den Orden Pour le mérite.



Russische Soldaten bei der „Räumung“ einer russischen Stadt.

laufenen Brief vor. Es war eine ihm unbekannte weibliche Handschrift, die die Adresse geschrieben hatte. Er öffnete neugierig und sah zuerst nach der Unterschrift. Sie lautete: Louise Bonnetain.

Charles den Ring gestohlen hat, wenn nicht noch etwas Schlechteres dahinter steckt. Ich hatte das wohl nicht sagen sollen, denn vielleicht ist es doch nicht wahr und ich habe ihn ungerecht verdächtigt. Sie werden ja wohl wissen, Monsieur

de Wallberg, ob es der Ring Ihres Bruders ist oder nicht, und wenn Sie wollen, können wir beide zu meiner Freundin gehen und den Ring besichtigen. Es grüßt Ihre

Louise Bonnetain.

Des Lesenden erster Gedanke war, zu Herrn de St. Aulaire zu stürzen und ihm von dieser neuen Spur, die vielleicht zur Entdeckung des Mörders oder der Mörder des Verschollenen führte, Kenntnis zu geben. Aber nach kurzer Ueberlegung beschloß er, zunächst noch niemand davon zu berichten. Freilich, ein Zweifel, daß es sich in der That um einen Ring handele, den Egon besessen hatte, war kaum möglich, denn die Beschreibung, die Louise Bonnetain gegeben, stimmte ganz genau. Der Ring war ein Brautgeschenk gewesen, den vor vielen Jahren die Mutter von ihrem damaligen Bräutigam erhalten hatte. Als Egon seinerzeit Abschied von der Mutter genommen, hatte Frau von Wallberg, ganz von ihrem Schmerz überwältigt und von dem Verlangen besetzt, ihrem ältesten Sohn etwas besonders Liebes zu erweisen, den Ring von ihrem Finger gezogen und Egon gegeben. Er sollte den ihr so theuren Ring als Talisman tragen, das Zeichen der Mutterliebe sollte ihn vor den Augen der Feinde schützen.

Ein schmerzliches Zucken lief um die Mundwinkel des Nachdenklichen. Der Talisman hatte sich leider nicht bewährt, denn allem Anschein nach war der Ring dem toten Offizier von seinem Mörder vom Finger gezogen worden.

Ueber den jungen Deutschen kam eine fieberhafte Erregung. Sollte das Verbrechen, das offenbar an Egon verübt worden war, endlich aufgeklärt werden, sollte er dem mutmaßlichen Mörder endlich auf die Spur kommen?

Günther von Wallberg ließ sich kaum die Zeit, ein paar Bissen zu essen, dann ließ er von neuem den Roland satteln, um sich unverzüglich auf den Weg nach Chaulnes zu machen. Der Boden brannte ihm förmlich unter den Füßen und er fieberte danach, den Ring zu sehen und festzustellen, ob er mit dem Ring Egons identisch sei.

Als er die Auberge betrat, kam ihm Louise freudig entgegen. Zum Glück hielt der alte Gastwirt seinen Mittagschlaf und in der Stube befand sich nicht ein einziger Gast. Das junge Mädchen rief ihren Bruder und beide, sie und Günther von Wallberg, machten sich unverzüglich auf den Weg. In ihnen war eine große Spannung. Zum Glück wohnte Blanche Gessroy in einem der Nachbarhäuser. Sie war mit ihrer Mutter, einer Witwe, zu Hause. Den Ring trug sie am Finger und auf das Verlangen ihrer Freundin zog sie ihn ab und reichte ihn dem begierig zugreifenden Deutschen. Günther von Wallberg hatte den Ring auf den ersten Blick erkannt. Jetzt besichtigte er ihn auch von der Innenseite und deutete auf drei ganz feine, kleine Buchstaben, die in dem Goldreif eingraviert waren und die weder Louise Bonnetain, noch die von dem Reitknecht Beschenkte bisher bemerkt hatten. Die Buchstaben waren „E. v. W.“

„Das ist der Name meiner Mutter,“ erklärte Günther, „Elise von Wallberg.“

In Louise Bonnetain's Mienen war deutlich die Genugthuung zu sehen, mit der die Worte des Deutschen sie erfüllten. Nun hatte sie nicht voreilig einen Unschuldigen beschuldigt und der strupelosen Freundin, die sich nicht bedacht hatte, von dem Reitknecht das Geschenk anzunehmen, war die Freude nun gehörig versalzen. In der That machte Blanche Gessroy ein sehr enttäushtes und ängstlich fragendes Gesicht.

In Günther von Wallberg aber arbeitete eine tiefe Erschütterung. Die Blicke, die er auf den Ring heftete, verdunkelten sich und er mußte die Tränen, die ihm in die Augen treten wollten, gewaltsam zurückdrängen. Es war ihm, während er den Ring, den Egon getragen, in der Hand hielt, wie ein Gruß seines Bruders aus dem Jenseits und ein heißer Schmerz krampfte ihm das Herz zusammen. Dieser Regung von Weichheit und Schmerz aber folgte rasch eine heiß durchschauende Aufwallung von Zorn und Haß und er gelobte sich, bei dem Anblick des teuern Vermögens seines Bruders, das ihm so unerwartet plöblich geworden war, nicht zu ruhen, bis er den an Egon unzweifelhaft begangenen Mord aufgeklärt und gesühnt haben würde.

Der Ring besaß keinen hohen materiellen Wert, denn das Herz war nur aus kleinen Brillantsplittern gebildet. Mit Blanche Gessroy einigte er sich rasch. Daß der Reitknecht nicht auf ehrlichem Wege zu dem Ringe gekommen war, dieser Erkenntnis konnte sie sich nicht verschließen und so war sie froh, als ihr der fremde Herr zur Entschädigung, auf die sie ja einen rechtlichen Anspruch kaum besaß, 50 Franks behändigte und dafür den Ring zu sich steckte. — — — — —

Als Günther von Wallberg nach Schloß St. Rémy zurückgekehrt war, suchte er sofort den Oberst auf, um ihm Louise Bonnetain's Brief zu lesen zu geben und ihm über das Ergebnis seines Besuches in Chaulnes Bericht zu erstatten. Herr de St. Aulaire hörte in steigender Verwunderung und Erregung zu. Er las den Brief und betrachtete den Ring und nahm auch die eingravierten Buchstaben in Augenschein. Darauf ließ er den Reitknecht rufen. Daß der Bursche kein gutes Gewissen hatte, sah man sofort an den unstäten Blicken, die von einem zum andern irrten und an dem Ausdruck von Troß in seinen Mienen, mit dem er sich offenbar gegen alle etwaigen Vorhaltungen wappnen wollte.

„Sie haben in letzter Zeit viel Geld ausgegeben in Chaulnes?“ nahm der Oberst streng und kurz das Wort. „Wo haben Sie das Geld her?“

„Geld ausgegeben? Wofür denn?“ fragte Charles dreist.

„Sie haben die Gäste in der Auberge Bonnetain traktiert, wiederholt traktiert. Und haben überdies einem jungen Mädchen kostspielige Geschenke machen wollen.“

Ein tödtlicher Blick suchte aus den Augen des Reitknechts. Dann lachte er rauh auf.

„Weibergeschwäg! So'n Mädchen ist ja leichtgläubig und hat 'ne große Phantasie.“

„Und daß Sie die Gäste in der Auberge frei gehalten haben, bestreiten Sie das auch?“

Charles schüttelte mit dem Kopf.

„Warum sollte ich denn? Da ist doch nichts dabei und kostet auch kein Vermögen, wenn man mal seinen Freunden ein Gläschen spendiert.“

Dem Oberst stieg die Bornesröte ins Gesicht.

„Drücken Sie sich etwas respektvoller aus und nehmen Sie eine anständigere Haltung an, verstanden!“

Der scharfe, zurechtweisende Ton des Sprechenden und sein drohender Blick veranlaßten den Burschen, eine straffere Haltung anzunehmen.

„Zeugnen Sie, diesen Ring einem jungen Mädchen in Chaulnes namens —“ Der Oberst sah fragend zu Günther von Wallberg hin.

„Blanche Gessroy,“ half dieser ein, während ein tödtlicher, haßerfüllter Blick aus den Augen des Reitknechts zu ihm hinüberzüngelte.

„Sie sollen also dem jungen Mädchen diesen Ring geschenkt haben,“ fuhr der Oberst fort. „Geben Sie das zu?“

Der Bursche zögerte einen Moment lang mit der Antwort und schien zu überlegen. Endlich ließ er ein troziges, knurrendes „Ja“ hören.

Oberst de St. Aulaire reckte sich energisch und mit tieferer, fast feierlicher Miene sagte er: „Ich fordere Sie auf, mir zu erklären, wie Sie in den Besitz des Ringes, der deutschen Ursprungs ist, gekommen sind!“

Den Reitknecht überraschte offenbar die letzte Erklärung nicht im geringsten. Er legte auch, während die beiden ihm gegenüberstehenden Herren keinen Blick von seinem Gesicht ließen, kein Zeichen besonderer Verlegenheit an den Tag. Im Gegenteil, er entgegnete gelassen: „Den habe ich gefunden.“

Der Oberst machte eine auffahrende Bewegung; es sah fast so aus, als wollte er dem Burschen eine Züchtigung verabsolgen, aber er beherrschte sich und begnügte sich, den vor ihm Stehenden anzudonnern: „Sie sind ein schamloser, dreister Schlingel.“

Da steckte Charles die Miene des unschuldig Gefräßten auf und versicherte eifrig: „Ich habe den Ring wahr und wahrhaftig gefunden, Herr Oberst. Das können Sie mir glauben, das kann ich beschwören.“

Es lag etwas in dem Ton und in der Haltung des Burschen, das auf den Oberst dämpfend wirkte und ihn veranlaßte, den jungen Menschen ruhiger, mit prüfenden Blicken anzusehen.

„Wann wollen Sie denn den Ring gefunden haben?“

„Vor acht Tagen, Herr Oberst, zwei Tage bevor ich ihn der Louise Bonnetain angeboten habe.“

„Wo wollen Sie ihn denn gefunden haben?“

„Hier auf dem Hofe, Herr Oberst, dicht am Hause. Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen die Stelle zeigen.“

Wenn auch der Oberst und Günther von Wallberg von der Wahrheit der Worte des Reitknechts noch nicht völlig überzeugt waren, so konnten sie sich doch der Wirkung der ganz veränderten Redeweise und des respektvollen Wesens des Burschen nicht ganz entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Himmelsgäßchen.

Skizze von J. G. Seeger.

(Nachdruck verboten.)

„Na also, meine Gnädigsten . . . eine kleine, verdammt ästhetisch-unästhetische Geschichte,“ sagte, nachdem ihn die Damen lange genug mit ihren Bitten um eine „Anekdote“ oder „so was Ähnliches“ gequält hatten, der alte Arzt mit den lustigen Weinäuglein, die aber heute gar nicht schalkhaft dreinblickten. „Verdammt ästhetisch-unästhetisch und aus der tiefsten Schicht emporgehoben . . . Eigentlich kein Geschichtchen zum Nachtsisch . . . Aber . . .“

Er sah sich im Kreise der etwas verlegenen und doch gespannten Frauen um, die auf einmal eifrig an ihren Soldatenstrümpfen strickten und alle nach herabgefallenen Maschen zu suchen schienen.

„Also . . . da wurde ich neulich in das „Himmelsgäßchen“ gerufen. Sie wissen . . . Volkshumor. Schmal ist der Weg usw. Und hier stehen die Häuser so eng, daß unser zweizentriger Bürgermeister einfach stecken bliebe, und vor Jahren tatsächlich der Gerichts-vollzieher, als er sich unvorsichtig wendete, seine Amtsmappe dermaßen verspreizte, daß sie stundenlang ein Verkehrs Hindernis bildete . . . Dorthin riefen mich also ein paar alte Weiber zu einer Nachbarin, die, wenn sie auch erst dreißig Jahre zählen mag, doch schon als altes Weib auf die Welt gekommen und zur Pilgerfahrt durch das Himmelsgäßchen in den Himmel bestimmt schien.

Na, das war ein Gezeiter, als ich an die Haustür kam und den alten Weibsmenschen fast vor die zahlosen Mäuler stolperte.

„So eine dumme Person!“ schrien sie. „Die gehört ins Tollhaus. Lebt der Mann wie der Herrgott in Frankreich, und sie spart sich jeden Bissen am Mund ab. Die eingebilbete Gans. Prügel sollte man sie . . .“

Aber, meine Gnädigsten, glauben Sie nur ja nicht, daß es sich hier um Ausdrücke gehässiger Rohheit handelte. Durchaus nicht. Das war vielmehr zartestes Mitleid, feinsüßligste Nächstenliebe und staunende Bewunderung. Man kann ja nicht bloß der Fäuste, sondern auch Konservendbüchsen und eisernen Hafendeckeln Töne entlocken und mit diesen Instrumenten Musik machen. Vielleicht komponiert demnächst einer unserer Großen eine Symphonie für solche Instrumente. Draußen in den Schützengräben könnte er genug Stoff sammeln . . .

Ich jage also die zarten alten Weiber mit einem Donnerwetter zum Teufel, empfangen eine entsprechende Antwort und taste mich in ein niedriges, dumpfes Stübchen zu ebener Erde. Solange die Welt und das Himmelsgäßchen auf ihr bestehen, haben Sonne und Mond noch nie auch nur den armseligsten Strahl in diese „Stube“ geworfen . . . Stellen sie sich vor: Ein ganzes Fenster, so groß wie ein Geburtstagskuchen. Ein Bretterboden voller Ritzen und Astlöcher. Eine nasse Kalkwand. Ein armseliges Bett. Ein wackliger Tisch. Ein Stuhl. Ein Koffer. Und auf dem Koffer ein mageres, derbtrockenes Weib. Der Kopf mit Tüchern eingewickelt. Die Waden fieberrot. Ohne aufzuschauen greift sie immer wieder in einen großen Sack, holt eine Handvoll rostige Nägel und Schrauben heraus und wirft sie je nach der Größe auf diesen oder jenen Haufen, die ich jetzt erst am Fußboden sehe.

„Da kann man Geduld lernen,“ sage ich.

Sie schweigt.

„Ist das Ihre tägliche Arbeit?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Wird denn das auch ordentlich bezahlt?“

Sie zuckt mit den Achseln, greift in den Sack und streut den Rostregen über den Boden mit derben Händen wie ein Bauernknecht Weizen samen übers Feld.

„Liebe Frau,“ sage ich mit meiner berühmten Sanftheit, „Sie scheinen mir krank. Wollen Sie nicht . . .“

„Ich brauche keinen Arzt!“ schreit sie, ohne aufzuschauen. „Bin keine Vornehme und verdien' mein Geld nicht für die Dolters . . .“

„Na, na . . . arme Leute dürfen auch krank werden. Das ist doch kein Vorrecht der Reichen. Die hätten sonst schon längst darauf verzichtet. Uebrigens will ich ja gar nicht Ihr Geld. Ich praktiziere ja nur noch, weil der Mensch irgendeine Beschäftigung haben muß . . .“

Sie blidte mich mit harten, grauen Augen an, als wollte sie ergründen, ob ich die Wahrheit redete, und sagte dann etwas zögernd, weniger barsch: „Ich hätt' auch kein Geld für Sie.“

„Na, dann bin ich ja der richtige Arzt . . .“

Und endlich, nach Besiegung manchen Widerstandes, kann ich sie ein bißchen untersuchen . . . Nichts Bedenkliches, aber immerhin, der Körper war wie ein aufgerissener Ader und wenn irgendein schlimmer Keim ihm zugebracht wurde, dann . . . Ich sage also: „Wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, legen Sie sich zu Bett und nehmen die Arznei, die ich Ihnen verschreibe.“

„Nein,“ antwortete sie wie ein trotziges Kind.

„Die Arznei ist nötig . . .“

„Die schon . . . Aber ins Bett leg ich mich nicht . . .“

„Ei, warum denn? Es sieht ja so einladend aus . . . Wegen Sie sich nur!“

Da schaut sie mich an, wie einen Tempelschänder und ruft großend: „Was? Ich soll mich in das Bett legen? Da bin ich drin gelegen, wenn er nachts die Fabrikwache hatte. Und kam er heim und kroch herein zu mir, hab ich gebummelt, und er hat sich dann oft auf den Stubenboden gelegt . . .“

„Aber jetzt . . .“

„Jetzt darf ich nicht und will ich nicht. Jetzt schlaf ich auf dem Stubenboden . . .“

„Ei, warum denn, liebe Frau?“

„Weil's eine Sünde von mir wäre, wenn ich jetzt im Bett schlief . . .“

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn er Ihnen in gesunden Zeiten das Bett überließ, überläßt er es Ihnen in Ihrer Krankheit doch ganz gewiß ohne Murren . . .“

„Ich will aber nicht . . .“ Und nach einer langen Pause deutete sie auf eine Karte, die mit einer Stecknadel an der Wand befestigt war, und ich las: „Gelübte Marie. Wegen dem daß Ich noch gesunnt bünne und schon sechs Wochen in den Schützengräben lüg. Ach, gelübte Marie, wenn's auch schön ist, Soldat zu sein, aber was wollte ich lachen, wenn ich widder auf unserm Stubenboden liegen könnt. Hier lüg ich im Dreck und Schlamm. Dein gelübter Ignaz.“

„Ah, darum!“ sage ich, und sie nickt. Und nach einer Weile redet sie: „Der arme Kerl! Und ich war zwei Jahre lang so ein selbstsüchtiges Luder . . . Aber nun wird's anders . . . ganz anders. Im September hat er das geschrieben und jetzt ist's März . . .“

„Und sie schliefen seitdem da auf dem Boden?“

„Ja . . . besser als er . . . wenigstens trocken . . . Und wie ich das damals gelesen hab', hab' ich angefangen zu sparen . . . Ein Bett muß er kriegen, sein eigenes Bett. Eher ruh' ich nicht. Ich will's auch nicht besser haben als er . . . Am liebsten legte ich mich nachts hinaus aufs Gäßchen, wenn die Polizei nicht wäre . . .“

Unaufhörlich arbeiteten ihre Hände.

„Na, und wie steht's mit seinem Bett?“

Da leuchten in dem fiebergeröteten Gesicht ihre bisher harten Augen und sie sagt: „Beim Trödler drüben ist eines feil. Grad das Märchen fehlt mir noch am Preis, das ich für das Sortieren da krieg.“

„Sie sind eine brave Frau,“ brumme ich und gehe.

Und am andern Tag, wie ich wiederkomme, schreien mir die alten Weiber entgegen: „So ein spinniges Weibsbild! Kauft sich noch ein Bett in den teuren Zeiten. Die muß ins Narrenhaus, Herr Doktor . . .“

Das waren aber bloß Ausrufe gerührter Bewunderung. Wie ich in die Stube trete, liegt die Frau auf dem Boden und sieht glücklich nach den beiden Betten, die unberührt, als harrten sie echter Liebe, mit ihren weißen Kissen in das düstere Gemach hineinleuchten . . .

„Für diese Person müssen wir doch etwas tun, wir vom Frauenverein,“ sprach, als der Arzt schwieg, die Hausfrau.

„Nein, meine Gnädigste. „Diese Person“ hilft sich selbst. Sie ist inzwischen gesund geworden und ist ein richtiges deutsches Weib. Es gibt Aermere, denen Sie helfen können . . .“

„Ich finde, daß durch den Krieg eigentlich auch die Sittlichkeit in gewissen Kreisen gehoben wird,“ sagte eine der Damen.

„Gehoben? hm. Hier ward nur ins Licht gerückt, was schon lange im Dunkeln vorhanden war!“

„Wenn er nun aber stiele . . .?“ flüsterte eine junge Frau. Der Arzt stand auf und sprach: „Keine Angst! Vor solcher Liebe hat unser Herrgott noch immer Hochachtung gehabt . . .“

en).
n ich
chin,
dein
also:
und

legen

ruft
n ich
m er
sich

auf

Bett

eiten
doch

Baufe
Band
Sch
eben
sein,
eben
a ge-

Beife
ein
ganz
ist's

Und
n ...
nicht.
te ich
...

arten
Grad
ieren

die
sich
haus,

Wie
fielt
chter
mein

vom

Sie
Weit-

chleit

chon

Frau
Vieba



Matrosen und Seesoldaten in Kiel vor dem Abmarsch zur Front.

Phot. Renard.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Unter tiefer Schneedecke lagen die Hänge des Thüringer Waldes und unter einer weißen Last ächzten die dunklen Gipfel der hohen Gebirgsketten. Nur die vielen Quellen und Bächlein, die zu Tale eilten, hatte der Winter nicht in die Banden des Frostes schlagen können. Wie dunkle Fäden zogen sie sich durch die weiße Decke dahin, wagten hier ein paar mutwillige Sprünge über Stock und Stein, vereinigten sich dort zu zweien oder dreien und zogen immer kräftiger und breiter werdend dem Tale zu. Und dann kam endlich der Punkt, wo solch ein Wasserlauf so stark und breit geworden war, daß man ihn nicht mehr überspringen mochte, sondern aus Balken und Bohlen besondere Brücken darüber legte, es kam weiter der Moment, da der Wasserlauf einen besonderen Namen erhielt und als Schwarza zu Tale floß. Erst noch stürmisch. Doch dann sehr viel gemächlicher. Durch Wälder noch und dann im Tale selber zwischen Aedern und Wiesen dahin und weiter auch an den mächtigen Kastanien vorbei, die ihr kahles Geäst gegen den Winterhimmel ausreckten und den Abschluß des Parkes von Schloß Kranichstein gegen die Schwarza bildeten.

Der Bergfluß stellte hier eine natürliche Grenze dar und machte jede besondere Parkmauer entbehrlich. In sanfter Steigung zog sich der Park die Berglehne empor. Erst noch aus dichten Baumgruppen gebildet. Dann freier und lichter. Weiße Rasenflächen, die jetzt freilich unter der Schneedecke verborgen waren, zeigten den Uebergang vom Park zum Garten an. Und hier sah man auch schon in etwa zweihundert Meter Entfernung das Schloß Kranichstein.

Ein stolzer Name für ein verhältnismäßig einfaches Gebäude. Es war ein kleiner, landhausartiger Bau im Stile der italienischen Renaissance. Ein altes Jagdhaus, das sich irgend ein Wildgraf in den Zeiten der Reformation hier errichtet hatte. Die Stürme des Krieges und der Gang der Jahrhunderte waren an dem Bau nicht spurlos vorübergegangen. Aber immer hatten sich Besitzer gefunden, die das schmucke Bauwerk bewohnten und es wenigstens soweit instand hielten, daß das Dach dicht blieb und der Regen keinen Eingang fand. Damit war die innere Einrichtung der Zerstörung entzogen worden.

Als der Vater des jetzigen Besitzers, der Geheime Medizinalrat Rosen, sich vom Amte zurückzog und Schloß Kranichstein erwarb, war nicht allzu viel nötig, um den Besitz wieder in guten Stand zu setzen. In der Hauptsache genügte es, dem Schloßchen einen neuen farbenfreudigen Verputz zu geben und das Dach mit schönen neuen, brennend roten Ziegeln einzudecken. Der mächtige eichene Dachstuhl darunter war vorzüglich erhalten und konnte noch Jahrhunderte überdauern.

Der alte Geheimrat Rosen, der sich hier vor 20 Jahren zur Ruhe setzte, hatte nur zwei Söhne, Walter, den älteren, der damals bereits 25 Jahre alt war, während der jüngere noch die Schule besuchte. Nach heftigen Kämpfen hatte Walter Rosen es durchgesetzt, daß er sich nicht dem trodenen Studium der Jurisprudenz widmen mußte, sondern die Malerei betreiben durfte. So hatte er in München die Kunstakademie besucht und sich dann dort niedergelassen. Sehr wider den Willen des alten Geheimrats hatte er dort sein Herz an eine Dame aus einer guten, aber mittellosen Familie verloren und sie kurz entschlossen geheiratet.

Der Vater war darüber aufs äußerste erzürnt. Er wollte den älteren Sohn überhaupt nicht mehr sehen. Desto mehr sollte aus Wilhelm, dem jüngeren werden. Als dieser mit siebzehn Jahren sein Abiturium bestanden hatte, schickte er ihn mit einem festbestimmten Vernauftrag auf die Universität.

Aber auch Wilhelm Rosen hatte seinen eigenen Kopf. Er irrlichterte zwischen den verschiedenen Fakultäten einher. Offiziell sollte er die Naturwissenschaften studieren. Aber inoffiziell wurde erst ein Studium der Chemie mit wunderlichen alchimistischen Neigungen daraus. Dann kamen historische Studien dazu und allmählich wurden aus diesen Kunstgeschichtliche, bis Wilhelm Rosen schließlich ganz in der Kunstgeschichte aufging. An ein Examen war dabei nicht zu denken und eines Tages wurde die Geschichte dem alten Geheimrat zu bunt. Er schickte ein kategorisches Telegramm: entweder Examen machen oder nach Hause kommen.

Wilhelm Rosen tat weder das eine noch das andere. Er hatte auf der Universität amerikanische Freunde gefunden, die ihm das Leben jenseits des großen Wassers besonders verlockend zu schildern wußten.

Die weitere Geschichte ist kurz erzählt. Auf sein Telegramm bekam der Geheimrat vier Wochen lang gar keine Antwort. Dann traf ein Brief aus Newyork ein, des Inhaltes, daß Wilhelm Rosen, oder wie er sich von jetzt ab nennen wollte, William Rose, es vorgezogen habe, das Land der Zukunft aufzusuchen und sein Schicksal selber in die Hand zu nehmen.

Dies Schicksal sah die nächsten Jahre ziemlich bunt und nicht immer erfreulich aus. Aber der alte Geheimrat erfuhr nichts mehr davon. Ein halbes Jahr nach dem Empfang dieses amerikanischen Briefes legte er sich hin und starb, nachdem seine Frau ihm bereits zwei Jahre vorausgegangen war.

Nach diesem Todesfalle kam der ältere Sohn Walter nach Kranichstein zurück. Wider Erwarten fand er sich im Testament seines Vaters gut bedacht, vielleicht wegen des Nummers, den Wilhelm dem Alten bereitet hatte. Nach den Bestimmungen fiel ihm Schloß Kranichstein allein zu, während das Barvermögen zu gleichen Hälften geteilt werden sollte. Freilich war dies Vermögen beträchtlich geringer, als die Söhne es bei Lebzeiten ihres Vaters vorausgesehen hatten. Walter Rosen teilte es redlich in zwei Hälften und sandte die eine davon nach Newyork an die Adresse seines Bruders.

William hatte damals wieder einmal gerade seine Beschäftigung gewechselt und sich dabei „mächtig verbessert“, wie er meinte. Er hatte nämlich das Tellerwaschen in einem Wirtshaus aufgegeben und war als Firnisser in einer großen Kunsthandlung angestellt worden. Als ihm der Postbote den inhaltschweren Brief brachte, da ließ er den Firnispsinzel einen Augenblick ruhen. Aber nicht lange. Er beschloß alsbald, ihn wieder aufzunehmen, doch nicht mehr für andere Leute, sondern auf eigene Rechnung und Gefahr. Mit einem Worte, William Rose wurde ein selbständiger Kunsthändler in Newyork. Und er hatte Glück dabei.

Jetzt kam ihm sein Studium in Deutschland, mit dem sein Vater so ganz und gar nicht einverstanden gewesen war, vorzüglich zustatten. Er hatte sich doch eine gute Kenntnis der Kunstgeschichte und einen trefflicheren Blick angeeignet und verstand es, alte und neue Gemälde auf ihre Herkunft, ihren Wert und ihre Echtheit zu kontrollieren.

Aber William Rose war in der kurzen Zeit seines amerikanischen Aufenthaltes durch eine harte Lebensschule gegangen. Mit kühler Berechnung sagte er sich, daß die schönste Kunstwissenschaft wenig nütze ist, wenn man nicht Objekte hat, an denen man sie praktisch ausüben kann. Diese Objekte aber waren für ihn die Newyorker Millionäre. Geschickt verstand er es hier, sich eine goldene Kundschaft zu erwerben.

Zehn Jahre, nachdem er sich selbständig gemacht hatte, hatte er ein auch für Newyorker Begriffe ganz ansehnliches Vermögen zusammengebracht.

Das Telegramm, in welchem William Rose von Monte Carlo aus seine Ankunft anzeigte, hatte auf Schloß Kranichstein wie eine Bombe eingeschlagen. Das graue Landhaus, höflich nach altem Brauch noch Schloßchen genannt, lag in seinem beschnittenen Park wie eine Sage der Märchenzeit. Der alte Postbote wandte sich selten durch die glitzernden Schneemassen nach hier; denn die Bewohner lebten still eingesponnen, ohne Verkehr mit der weiten Welt draußen. Die paar Aeder und Wiesen, die dazu gehörten, waren an den Großbauer weit verpachtet; ebenso die Obstbäume auf dem Landwege, der von dem Dorf zum Schlosse führte. Ein leichter Stafetenzaun trennte die Auffahrt, die zu beiden Seiten eines Rasenrondels bis zur steinerne Treitreppe führte, von der Straße.

Ein alter Diener, der über seiner grauen Livree eine blaue Schürze trug, war bemüht, mit Besen, Schneeschleber usw. Treppe und Auffahrt zu säubern. Eine klare reine Luft wehte und die Sonne lachte goldig vom blauen Himmel und überglühte die Schneemassen, so daß sie wie der schönste Zudeck ausahen.

Eine junge Dame in hochgeschürztem grauen Rodent und weißer Wolljacke vergnügte sich damit, einen Stock in den hohen Schnee des Rondels zu werfen und den großen gelben Leonbergerhund, der zu ihrer Seite lief, das Wiederbringen zu befehlen. Sie lachte hell auf, wenn der große Hund tappend in den Schnee sprang und prustend mit dem Stock im Munde zurückkam.

Ihre grauen großen Augen mit den dunklen aufgebogenen Wimpern blickten dann wieder wie sehrend und wartend in die weiße Ferne der Landstraße hinaus.

Seut mußte doch eigentlich der alte Briefträger kommen und Zeitungen, Kataloge von Großstadtgeschäften und Bücherangaben für den Vater bringen. Denn Weihnachten stand ja vor der Tür. So dachte Fräulein Eva Rosen, die Hausdokterin aus dem Schloßchen — und machte ihre großen Augen noch weiter auf vor Staunen, als sie den Depeschenboten erblickte, der auf seinem Rade holpernd den Landweg daher kam. — Und dann hielt sie wirklich eine Depesche in der Hand, schickte den Boten zu Mamsell Winchen in die Küche zur Stärkung und ließ, gefolgt von dem Hunde, die Freitreppe hinauf ins Zimmer zu den Eltern.

„Fuchhe! Mama!“ klang ihre helle junge Stimme jubelnd, „eine Depesche.“

Walter Rosen hob seinen fränkischen Kassekopf hoch und winkte abwehrend mit beiden Händen. —

„Egal! Egal um Gotteswillen, nicht so ungestüm.“ Und die Mama sah von ihrer Handarbeit auf und schüttelte mißbilligend den Kopf, als der große Hund sich den Schneestaub abschüttelte und sich der Länge nach vor dem brennenden Kamin ausstreckte. Schon kniete Eva neben dem Stuhl des Vaters, zog ihm die Decke über die Knie hinauf: „Verzeih, Väterchen! aber es ist so herrlich draußen. Man möchte wirklich mal aufjuben vor Wonne. Ach, ich freue mich ja so auf Weihnachten! Mir ist immer, als gebe es etwas besonders Schönes diesmal!“

Die müde Hand des Vaters strich lieblos über ihr leicht gewelltes Blondhaar.

„Ja, ja,“ sagte er leise — „wir wollen es hoffen.“

Und dann las er die Depesche, die ihm sagte, daß sein einziger Bruder, der fast verschollene Amerikaner, kommen würde, um Weihnachten mit ihnen zu verleben. Herr Gott, das fehlte gerade noch! —

Frau Clara war zu ihrem Gatten getreten.

„Nun, Walter, was gibt's Neues?“

„Besuch — Bruder Wilhelm aus Amerika — formlos wie stets — meldet sich einfach an, will deutsches Weihnachten mit uns feiern — fünfzehn Jahre lang hat man nichts von ihm gesehen, und die paar dürftigen Briefe, die mal kamen, haben auch nichts getan, uns näher zu bringen, viel Gutes stand nie darin. Du weißt es ja, Clara.“

Ob der Kunsthandel nun auch wieder zu Ende ist — sein Geld flöten und er Amerika müde ist — wer kann es ergründen. Möglicherweise ist es jedenfalls.“ Er warf das Blatt auf das Tischchen vor seinem Stuhl und seufzte grämlich auf. —

„Über Walter!“ protestierte Frau Clara. „Sei doch nicht so böse gelaunt. Es kann ja auch anders sein. Nach allem, was ich von Deinem Bruder weiß, läme er nicht nach Europa zurück, wenn es ihm schlecht ginge. Na! und wenn auch! — Er ist doch Dein einziger Bruder, und wir sind am Ende seine natürliche Zuflucht, da haben wir doch die Pflicht, ihn gastlich aufzunehmen.“

„Richtig,“ lachte der Schloßherr gallig. „Schlachte Du nur das Kalb für den verlorenen Sohn. Nur viel Vergnügen dazu.“

Der Schloßherr wollte noch einiges brummen. Jetzt aber mischte sich auch Eva Rosen ins Gespräch: „Ob dem Onkel aus Amerika wohl die Ohren klingen. Eigentlich müßten sie es wohl, denn das ist wirklich nicht schön, wie hier über ihn gesprochen wird, noch ehe man irgendetwas von ihm weiß.“

Ihr meintet, als Tramp könnte er kommen, als solch ein abgerissener Vagabund mit einer knallroten Nase und einem Hut ohne Boden und Krempe und ein paar Zigarrenkistendeckeln anstelle der Stiefel an den Füßen, so wie ich es einmal im Varietés gesehen habe. . . . Soll wirklich ein gräßlicher Gedanke. Ich hoffe, Ihr werdet dem Onkel dafür noch Abbitte leisten müssen. Uebrigens, wie alt ist er denn eigentlich? Du bist jetzt 48, Vater. Da muß es doch auch schon ein würdiger und gesetzter Herr sein.“

„Wie es mit der Würde ist, das weiß ich nicht!“ erwiderte Walter Rosen abweisend. . . . „Sein Alter läßt sich leicht berechnen. Er ist dreizehn Jahre jünger als ich.“

„Wie . . . erst 35 Jahre,“ rief Eva überrascht. „Solch einen jungen Onkel besitze ich noch. Und der soll als Tramp kommen. Ganz undenkbar! Paßt einmal auf, der kommt als schneidiger, eleganter Amerikaner direkt aus seiner City von Newyork.“

„Mag er kommen, wie er will,“ brummte der Hausherr. „Nieber Papa, warum bist Du denn nur so gereizt auf den Onkel,“ fragte Eva.

„Da soll man nicht gereizt sein,“ gab der Vater brummig zurück. „Von jung auf war er der Vorzug des Vaters. Der sich immer durchsetzte, während ich stets schlecht dabei wegkam. Unser Vater machte nicht viel Federlesens — wenigstens mit mir. Da reimten sich Liebe und Liebe. Meinem Charakter tat das nicht gut. Vielleicht hatte ich auch den schwächeren meiner Mutter geerbt, die schöngestig und zart war und meinem Vater, einem Kraftmenschen, nicht gewachsen. Sie starb ja auch früh und es dauerte über 10 Jahr, bis mein Vater wieder heiratete. Mein Halbbruder Wilhelm ist 13 Jahre jünger als ich — der Stolz und Abgott des Vaters. — Ein Charakter wie er selbst beinahe, ein Prachsbengel war's, aber trotzig und auch leichtlebig, nicht unterzukriegen, wie man sagt.“

Aber der Alte ist doch an ihm zugrunde gegangen, da standen Trotz und Eigensinn auf beiden Seiten gegeneinander, und Wilhelm war der Stärkere. Alles hätte er in der Heimat erreichen können. Geseit war er und der Wissen flog ihm zu. Aber die Ausdauer fehlte, — Examen machen schien ihm überlebter Unsinn, und unter Vaters Fuchtel wollte er auch nicht stehen.

Also brannte er mit nichts oder wenig im Besitz nach Amerika durch, der Alte ärgerte sich krank. Ich kam wieder einigermassen zu Gnaden. — Aber Segen hat auf uns beiden doch nicht geruht. — Mühte Wilhelm jetzt besser daran sein, ich weiß es nicht. In jedem Falle haben wir ihn erst in 24 Stunden zu erwarten und heute noch Ruhe vor ihm.

Also ich gehe jetzt in mein Studierzimmer, Du sorgst wohl dafür, daß ich bis zum Diner nicht gestört werde.“

Mit diesen Worten erhob er seine hochgebaute kräftige Gestalt vom Sessel und schritt, wie er es nun schon seit vielen Jahren tat, dem sogenannten Studierzimmer zu, um dort seine Zeit über allerlei alten Büchern und Manuskripten zu verbringen.

Der Tag der Ankunft war da. Auf dem Bahnsteig der kleinen Sekundärbahnstation stand im Lichte eines klaren Wintermorgens Walter Rosen und fuhr sich bisweilen ungeduldig mit der Rechten durch den langen Vollbart, der bereits stark grau meliert war. Trotz aller absprechenden Bemerkungen war Walter Rosen doch auf dies Wiedersehen gespannt. Prüfend ließ er den Blick an der kurzen Wagenreihe des Zuges entlanggleiten, der jetzt eben unter lautem Geffingel einfuhr. Schon öffnete sich die Tür der vierten Klasse und allerlei Marktweiber mit großen Kiepen stiegen aus.

Unwillkürlich blickte Walter Rosen auf diese Gruppen und atmete erleichtert auf, als sich sein Bruder nicht darunter befand.

„Na, Gott sei Dank, vierter Klasse scheint er ja nicht gekommen zu sein,“ murmelte er dabei befriedigt vor sich hin. Dann entstiegen der dritten Klasse mehrere gutbürgerlich gekleidete Herren, die Walter Rosen auf Handlungsreisende tagierte.

Und nun endlich trat aus dem einzigen Kupee zweiter Klasse eine schlank hochgewachsene Gestalt.

Das mußte sein Bruder William sein, und neugierig trat Walter Rosen auf ihn zu. Ein Blick überzeugte ihn, daß der kostbare Herpelz, den der Ankömmling trug, in jedem Falle mehrere tausend Mark wert war. Ordentlich schäbig kam sich Walter Rosen daneben in seinem guten aber alten Jagdpelz vor. . . . — Nein, die Gefahr, daß der Bruder als mittelloser Rückwanderer hier ankam, war jedenfalls nicht vorhanden. Auch der kleine leichte Zuchtkoffer, den der Fremde in der rechten Hand trug, zeugte von Wohlstand und Eleganz.

Langsam trat Walter Rosen dicht heran und jetzt hatte ihn auch der Fremde erspäht. Prüfend betrachtete er ihn.

„Bruder Walter . . .?“ fragte er dann kurz.

„Wilhelm?“ gab der andere ebenso lakonisch zurück.

Und nun folgte ein herzlicher langanhaltender Händedruck, wie das wohl zu geschehen pflegt, wenn zwei Brüder sich nach fünfzehnjähriger Trennung wiedersehen.

Prüfend blickten die beiden Brüder sich dabei in die Augen und jeder hatte im Moment seine besonderen Ideen.

„Der ist jung geblieben, der hat sich im Kampf ums Dasein oben aufgehoben,“ dachte Walter Rosen, während er die Züge seines Bruders betrachtete. „Der könnte nach seinem Aussehen beinahe mein Sohn sein, obgleich er nur dreizehn Jahre jünger ist als ich.“

(Fortsetzung folgt.)

→ Geschäftliches. ←

Medikale Haarentfernung. Unliebsame Gesicht- und Körperhaare auf unschädliche Weise und ohne große Kosten zu verurteilen radikal aufzubehalten, war bisher ein Rätsel, dessen Lösung die damit Behafteten sehnlichst herbeiwünschten. An Mitteln, die für diesen Zweck angepriesen wurden, hat es bekanntlich nie gefehlt, doch war das erzielte Resultat, falls man das eine oder das andere versuchte, meist unvollkommen. Das Beste blieb noch die elektrolytische Behandlung, die jedoch immer äußerst langwierig war, und zu der man sich wegen der hohen Kosten und der Schmerzhaftigkeit des Verfahrens nicht gern verleben konnte, zumal vielfach auch noch die Narben zurückblieben. Wir nehmen daher gerne Anlauf, ein von der Firma S. Wagner, Köln 67, Blumenthalstr. 99, fabriziertes Präparat zu empfehlen, das bezüglich seiner haarvernichtenden Eigenschaft einzig dasteht und mit Recht als eine sensationelle Erfindung bezeichnet werden muß, da die Haut absolut nicht davon ergriffen wird. Die Erfindung ist beim Reichspatentamt unter Nr. 196617 in die Patentrolle eingetragen worden. Das Präparat kann nur durch vorstehende Firma, die alleinige Patentinhaberin, direkt bezogen werden, und ist der Preis von 5 Mk. in Anbetracht der hervorragenden Eigenschaften des Mittels sehr angemessen.

Unser deutsches Heer steht gegen eine Welt von Feinden im Kriege. Wir wissen, daß ihre Ausbildung und ihr Mut, ihr Können und ihre Tapferkeit jedem Feind das Gewicht halten wird. Aber wir wissen auch, daß die Schrecken des Krieges nicht nur den Tod bedeuten und nach sich ziehen, sondern auch viele Krankheiten, die entstehen müssen, wenn ein Millionenheer in ständiger Berührung mit fremden Völkern ist, die nicht besonders

Steckenpferd-Teerschwefelseife
Überall zu haben! 55 Pfg.
bestbewährt gegen alle Hautunreinigkeiten.

auf körperliche Reinlichkeit achten, wie es z. B. bei den Rufen der Fall ist. Jeder ausübende Soldat, besonders aber jede Mutter, jede Frau und jede Braut soll als erstes Geschenk für den Ausziehenden ein Stückchen gute und dauernde Steckenpferd-Teer-Schwefel-Seife in Betracht ziehen, die vermöge ihrer desinfizierenden Eigenschaft einen wirksamen Schutz bietet und gleichzeitig auch besonders nach großen Strapazen erfrischt und erquid.

Heilsalbe Combustin
gesetzl. geschützt
ärztlich empfohlen für
Brandwunden, Flechten, offene Füße, Aderbeine
hältlich in den Apotheken
in Büchsen à M. 125 u. M. 25
Allein Hersteller: Chem. Fabrik F. Winter jr. Fahrbrücke i. S.

+ Rheuma-Kräuterrezept
1 Mark franko
Laboratorium Timmler, Altenburg, S.-A.

+ Magenleiden +
Verdauungs- u. Stuhlbeschwerden bekämpft man jetzt durch das neuerprobte Magenpulver „Hilb“. Dieses besteht aus 19 Heilkräutern und wirkt auch in älteren Fällen wunderbar, das viele Dank-schreiben u. beste Referenzen bezeugen. Schachtel Mark 3,50 durch Germania-Apotheke, Leipzig, Promenadenstraße 9.

Prima Qualitäts-Betten
keine sogenannten Reklame-Betten, nur erprobte, bestbewährte Qualitäten, für deren Haltbarkeit weitgehendste Garantie übernommen wird. Hochfein rot, dicht Daunenköper, große 1¹/₂ Schlaf, Ober- und Unterbetten und 2 Kissen mit 20 Pfd. zartweichen Federn und Halbdunen, das Gebett M. 31,50, dasselbe Bett m. Daunendecke M. 36,50. Feinstes herrschaftliches Daunenbett M. 44,50. Zweischlaf, kostet jedes Bett M. 5.— mehr. Nichtgefallendes Umtausch oder Geld zurück. Katalog frei. Viele Dankschreiben.
Altbewährtes Bettenversand-Haus
A. & M. Frankrone, Kassel 123.

Rheinlands Stolz
Billigste Preise auch heute noch für gediegene Fahrräder u. Zubehör, Pneumatik, Näh- u. Waschmaschinen, Nurgutes deutsches Fabrikat, stets Neuheiten.
Reparieren u. Neuauf-frischen v. Fahrrädern etc. Vertreter noch gesucht. Verlangen Sie Katalog der Firma **Richard Sauer, Küppersteg 18** b. Köln a. Rhein. Gegründet 1892.

Empfehle Wiederverkäufern und Privat-Rauchern meine
Cigaretten-großhandlung
Wieliges Lager in billigen, sowohl auch teureren Sorten.
Spezialmarke ORA Nr. 3 1/2, 4 und 5.
Man verlange Preisliste mit Belangnahme ob für Wiederverkauf oder Privat.
Otto Ramm, Chemnitz, Mittelstr. 10.

Unnötig.
Agent: „Ich wollte mir die Frage erlauben, ob Sie nicht geneigt wären, sich gegen Diebstahl zu versichern?“
Mietier:
„Gänzlich überflüssig! Dem Hauswirt bin ich für sechs Monate Miete schuldig. Der paßt Tag und Nacht auf, daß bei mir nichts hinausgetragen wird.“

Lebensmittelhändler
sucht Orbicol-Versand, Breslau 46.

+ Damenbart +
Nur bei Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, verschwindet sofort jeglicher unerwünschte Haarwuchs spur- und schmerzlos durch Abstreifen der Wurzeln für immer. Sicherer als Elektrolyse! Selbstanwendung. Kein Risiko, da Erfolg garantiert, sonst Geld zurück. Preis 5 Mark gegen Nachnahme. Herm. Wagner, Köln 67, Blumenthalstr. 99.

Laubsägerei
Kerbschnitt u. Holzbrand
Werkzeuge, Holz, Vorlagen etc.
i. groß. Ausw. bill. Katalog grat.
J. Brendel, Mutterstadt 2 Platz

Für Mark 2.—
liefere eine photographische Vergrößerung 35x45 cm nach jeder Photographie.
Brustbild Lebensgröße
Spezialität: Soldatenbilder
in feldmarschmäßiger Ausrüstung, auch nach Civil- oder Gruppenbildern. Versand per Nachnahme oder vorheriger : : : Einsendung von Mk. 2,50 incl. Porto und Verpackung. : : : Ähnlichkeit garantiert.
Elisabeth Uhr, Berlin-Friedenau, Fregestraße 18.

Plattfuß! Befreiung garant. Tausende Anerk. Broschüre gratis.
Paul Degetow, Elberfeld, Postfach 65.
Ansteckungs-Gefahr beseitigt Selbst-rasier-Apparat „Victoria“. Solid und billig. Gut versilb. M. 2.— à St. p. Nachn. Garant.: Zurücknahme. Döbeln, Schließfach 16.

Hochster Moment.
Privatier (der einem Baron aus der Verlegenheit geholfen, zur Frau): „Ich war jetzt in der Wohnung des Barons... habe ihm das Dar-lehen gegeben, der muß aber auch tüchtig in der Klemme gewesen sein. Als ich die schönen Tausender hingelegt hatte, da rief ja gar der Papagei dreimal: Surra! Surra! Surra!“
Verlangen Sie portofrei meinen Katalog Nr. 11 über wenig getrag., vom besten Publikum stammende Kavalier-Garderobe zu staunend billigen Preisen. Kein Risiko! Für Nicht-passendes sende Geld zurück.
J. Kalter, München, Tal 19.

Ueber das so sehr erfolgreiche u. durch zahllose freiwill. Anerkennungen belobte „**Meyhoefer's Lungenheilmittel**“ erteilt kostenlos Rat und Auskunft Frau Lohhausen, Berlin SW, Kreuzbergstr. 46, Portal 1, vorn 4 Trp.

Damen
welche Heimarbeit suchen, wollen hierüber Beschreibung und Muster gegen 20 Pfg. (Marken) verlangen, von **Klara Rothenhäuser, Kempten 17, Bayern.** Erstes und ältestes Geschäft dieser Art in Deutschland.

Strickmaschinen
und Arbeit, auch Teilzahlung. **Otto Müller, Magdeburg, Lüneburgerstr. 19.**

Das genügt.
A.: „Na, Spielchen mitmachen?“
B.: „Gedaure — denn erstens habe ich kein Geld mit, zweitens —“
A.: „Die übrigen Gründe er-lasse ich Dir.“

Warnung!!
Wunderhübsche und dauerhafte **Knabenanzüge** in allen modernen Formen, sowie wasserdicht imprägnierte **Pelerinen und Wettermäntel** für Herren, Damen und Kinder dürfen Sie nur beim Fachmann kaufen. 20jährige praktische Erfahrung. Bedienung streng reell. Preisliste und Stoffmuster gratis. **Josef Brinkmann, Winterberg 104, Westf.**

Gute weiße Seife!
liefert Seifenfabrik in 100 Pfd.-Fässern netto zu Mk. 28.—; in verzinkt. Schrubbeimer 25 Pfd. zu Mk. 7,75 geg. Nachnahme. Bestellungen durch die Expedition der „Guten Geister“, Charlottenburg.
Wir bitten unsere Leser sich beim Bestellen von Waren und Preislisten auf dieses illustrierte Familienblatt zu beziehen.

Wilderungs-grund.
Richter: „Angeklagter, haben Sie nun etwas als Wilderungs-grund vorzubringen?“
Angeklagter: „Ja, Herr Richter! Ich bin schon zwanzig-mal vorbestraft worden und nie hat es was ge-nützt.“

Hienfong-Essenz
f. Wiederverkauf, efr. stark 2 Hb. 2.60 Mk. 2 1/2 Hb. 2.25 Mk. fr. Qual. 2 Hb. 2.20 Mk. **G. Seeliger, Waldenburg i. Schl.**

Magen- Seilenschmerzen entstehen dadurch, weil zu viele Magensäure die zarten Schleimhäuten im Magen angreift. **Mixtur-Magnesia** nimmt die Säure fort, womit auch jeder Schmerz sofort aufhört u. Stuhlgang befördert. Kein Schwindel, hilft so! Kosten! Must. erl. **H. Welter, Niederbreitig b. Coblenz.**

Erdbeerpflanzen
Weltschlager, Neuheit 1 Ranges, dunkelrote, sehr große Frucht, mit feinem Aroma. Ich ernte v. 100 Pflanzen im ersten Jahr 20, im zweiten Jahr 35 Pfd. Reifezeit Mai bis Juni. Offerierte Pracht-warte, 10 Stck. 1 M., 100 Stck. 7 M.
La Perl, trägt von Mai bis Novemb. ununterbrochen herrliche Früchte. 10 Stck. 1,20 M., 100 Stck. 9 M. **Deutsch Ebern, Königin Luise, Laxtous Noble, König Albert, Sieger, Productiv Lucida perfecta**, 100 Stck. 2 M., 1000 Stck. 18 M. **Carl Ortman, Erdbeerkulturen, Erfurt, Sophienstr. 1.**

10 Jahre schön
bleibt so eine „Atama“-Stranßenfeder, v. **H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. 10** zu beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 50 cm 12 M., 60 cm 25 M. Schmale Feder nur 15 cm breit, ca. 1/2 m lang, nur 40 cm lang nur 1 M. Boas und Stolen, lang, nur 8 M., 11 M., 14 M. Aus-gegen Referenzen. Blumen, 1 Karton voll.

Seisen-Fahrräder (weltberühmt) kräft. Bau, leicht. Lauf. 35, 48, hochf. 65 M., 10 Jahre Gar., Verpack. fr. Lief. Laufd. 1.95, 2.90 m. Gar. Schlauch 1.50, 1.80 m. Gar. Fusspumpe 55 Pf., Rucks. 50 Pf., Gamasch. 45 Pf., Kett., Glock. etc. z. fabelh. bill. Pr. Kat. ums. **Gebrüder Hofacker** (Fahrr. Exp.) in Witzhelden, Kr. Solingen.

Karbid-Lampen
(ein Veritruens-Artikel)
Tischlampen M. 6
Hängelampen M. 8
Wandlampen M. 4
Sturmleternen M. 7
— Versand nur per Nachnahme. **Josef Eller, Andernach a. Rhe.** Installationsmeister.

Trotz Krie
Kaffee 98 Pf.
Orig. Hamburger Mischung „Joh.“ aus ca. 50% feinstem Bohnenkaffee, besten Kaffeegewürzen, v. köstlich. Aroma u. Wohlgeschmack, vollkräftig und sehr ergiebig, in Postkolle 9 Pfd. netto, bei erster Bestellung kostbare Standdose kostenlos.

Proben gratis u. frank
Zurücknahme, wenn Sendung nicht gefällt. Enormer Umsatz. **Glänzende Anerkennungen**
Nahrungsmittel-Versand-Haus **Joh. Tiedcke, Hamburg-S., Steinstr. 43.**

Institut Boltz
Jimenu I. Thür. Einl., Prim., Prosp.

Auch während des Krie
billigste Preise für meine bekann-
hemdenuche und Leinen
20 m Hemdenuch starkfäd. 13.— u. 18.—
20 m Hemdenuch feinfädig für ... 12.—
20 m Scheinleinen (Linen) für ... 12.—
15 m Halbleinen (Rasenbleiche) 83 cm breit 12.—
15 m Halbleinen, mittelkräftig, 140 cm breit 22.—
15 m Reinleinen, mittelst., 160 cmbr. 35.—
8,20 m Bettsatin (Streifenmuster) 130 cm. breit 10.50 u. 9.—
8,20 m Bettmaste (versch. Muster) 130 cm. breit 10.—
: : Proben u. Preislisten postfrei
J. W. Sälzer, Hannover.